

(Nachdruck verboten.)

20]

Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

22. Kapitel.

(Wie Asmus verlor, was er gefunden.)

Diesen Abend nicht zu vergessen — es sollte dem armen Sturm aber nicht schwer werden. Wohl erholte seine Mutter sich nach einigen Wochen zusehends; aber dann kam Schlimmeres. Es sollte gerade wieder das „Stiftungsfest“ der „Treue“ begangen werden, und Sturm und Semper gedachten durch „Adelaide“, „Das Lied an den Abendstern“, „Tom der Reimer“ und andere Kostbarkeiten die Welt in Erstaunen zu versetzen, da kam am Morgen des großen Tages der Vater Sturms zu Asmus ins Seminar und bat mit seiner leisen, höflichen Stimme um Entschuldigung für seinen Sohn, der heute nicht kommen könne, weil er einen Blutsturz gehabt habe. Es habe wohl nicht Schlimmes zu bedeuten; aber er müsse natürlich im Bette bleiben.

Asmus nahm an den folgenden Stunden ohne Aufmerksamkeit teil und eilte sofort nach Schluß des Seminars an das Bett des Freundes. Sein Gesicht war fahler denn je, die Augen groß und feucht. Aber von Krankheit wollte er nichts wissen. Die Eltern erzählten, daß er durchaus am Abend zum Stiftungsfest wolle und beschworen Semper um seinen Beistand. „Was Sie sagen, das tut er,“ meinten sie. Asmus bezweifelte das, behandelte aber dem Kranken gegenüber den Besuch des Festes als etwas selbstverständlich Unmögliches. Da wurde Sturm, der sich anfangs über Sempers Anwesenheit gefreut hatte, bitter und verbissen; mit einem zürnenden Blick sagte er: „Du bist wie alle andern“ und kehrte sich zur Wand. Asmus streichelte ihm leise die Hand und ging.

Am Abend erschien Alfred Sturm auf dem Stiftungsfest, heiter und humorvoll, und was Asmus auch einwenden möchte, Sturm wollte ihn auf dem Klavier begleiten. „Soll vielleicht Morieux dich begleiten?“ fragte er mit einem krankhaften Feuer in den Augen. Man mußte ihn gewähren lassen. Aber als die Lieder gesungen waren, war seine Munterkeit wie abgeschnitten; ohne das Mahl und den Tanz abzuwarten, hülfte er sich in seinen Ueberzieher, legte sorgsam und glatt, wie es einem eleganten jungen Kaufmann geziemt, das seidene Tuch um den Hals und ging heim.

Der Erzeß schien ihm nichts geschadet zu haben; nach acht Tagen saß er wieder im Kontor. Aber schon nach vier Wochen streckte ein neuer, heftigerer Anfall ihn nieder.

„Ich möchte mich zerfleischen,“ sagte er zu dem Freunde, der an seinem Bette saß. „Ich bin abscheulich gegen meine Eltern und meine Geschwister, und dabei opfern sie sich für mich auf. Das weiß ich ganz genau, und doch kann ich nicht anders. Mich ärgert alles, was ich sehe, und wenn ich allein bin, heul' ich vor Reue wie ein dummer Junge.“

Er rappelte sich abermals heraus und zog nun ans Elbufer; von der Luft dort hoffte er Genesung. Zu einer weiteren Reise langten die Mittel nicht. Dort hatten die beiden in Ritschers Garten noch einen schönen, sonnigen Nachmittag.

„Ich hab' in einer Ewigkeit keine Zigarre geraucht,“ sagte Sturm leise vor sich hin, „ob ich's mal wieder riskiere?“

Asmus riet ihm ab. „Wart' noch 'n bißchen, dann kannst du rauchen, soviel du willst.“

„Meinst du wirklich, daß ich wieder ganz gesund werden kann?“ fragte Sturm schnell, eifrig, mit sehnsüchtig-heiteren Blicken. Das Licht der untergehenden Sonne stand in seinen Augen.

Asmus lachte laut auf über diesen Zweifel an etwas Selbstverständlichem. Und Sturm lächelte und glaubte dem Freunde alle Versicherungen, die er sonst zurückgewiesen hatte. Und nach einem glücklichen Schweigen sagte er:

„Du — gib mir doch eine Zigarre.“

„Ich hab' leider keine mehr bei mir,“ log Asmus.

„Das ist nicht wahr; ich habe ja gesehen, daß du noch mehrere hast. Daran seh' ich, was du in Wahrheit von meiner Gesundheit hältst.“

„Na, lieber Freund, wer nicht rauchen darf, ist deshalb noch kein Todeskandidat; bedenk' doch, daß du erst —“

„Ach, laß nur,“ machte Sturm und erhob sich. Seine Hoffnung war erloschen wie ein Licht von einem Windstoß. Auf dem Heimwege fielen nur ein paar nichtsagende Worte. Asmus machte wohl einen Versuch, den Freund wieder zu ermuntern; aber dieser sah ihn nur mit großen ernsten Augen von der Seite an und schwieg. In seiner Verlegenheit und in seinem Kummer tat Asmus das Verkehrteste, was er tun konnte, er zog die Zigarettasche und sagte: „Willst du eine Zigarre haben?“

Sturm lachte kurz auf. „Nein, ich danke, jetzt nicht mehr.“

Als Asmus ihn nach drei Tagen besuchen wollte, vernahm er, daß Alfred Sturm „seit gestern“ im Hamburger Krankenhause liege, und als Asmus dorthin kam, durfte der Kranke nur ganz wenig und im leiseften Flüstertone sprechen. „Wie geht's?“ fragte Asmus.

„Sehr gut, ich darf nur nicht sprechen,“ flüsterte der Kranke. Und Asmus erzählte von diesem und jenem, wie vernünftig es sei, ins Krankenhaus zu gehen, wo die Pflege natürlich viel umfassender sein könne als zu Hause, und wie sehr man den Freund in der „Treue“ vermissen; aber es schien ihm, als ob der Patient nur mit halber Aufmerksamkeit zuhöre und als ob er um einen Entschluß kämpfe. Endlich zog er unter der Bettdecke ein Blatt Papier hervor und hielt es dem Freunde hin:

„Da — es ist natürlich Unsinn — aber ich wollt' es dir doch geben —“ Asmus nahm das Blatt und las:

„Auch ich erhöhe gern auf leichten Schwingen

Den müden Geist zu dichterischem Flug,

Und schon seit langem streb' ich ernst genug,

Dir, teurer Freund, ein leidlich Lied zu singen . . .“

Es war ein Sonett, in dem der Verfasser den Freund mit aller schwärmenden Begeisterung der Jugend pries.

„Ich hab' — 'ne ganze Nacht — daran gezimmert,“ hauchte der Kranke mit ironischem Lächeln. „Du wirst darüber lachen . . .“

Die Wärterin erschien und mahnte mit einem Blick, der keinen Widerspruch duldete, zum Ausbruch. Asmus ergriff die Hand des Freundes und beugte sich über ihn, und sie hatten in diesem Augenblick beide dasselbe Gefühl: der Freund kam mit ihm mit mühsam erhobenem Haupte entgegen, und sie küßten sich auf den Mund.

Das ist unter niederdeutschen Jünglingen etwas Seltenes und Heiliges. Asmus pflegte nicht einmal die Geschwister, nicht einmal seine Eltern zu küssen; er hatte nicht einmal seine Brüder geküßt, als sie nach Amerika gingen. Die Menschen dieses Himmelsstrichs, wenn sie Abschied nehmen, tun es mit einem Händedruck und mit dem Verlangen nach einer Umarmung; aber sie geben diesem Verlangen keinen Ausdruck.

Schon am folgenden Tage erhielt Asmus die Todesnachricht.

Bei dem Begräbnis ging es ihm wie bisher bei fast allen Begräbnissen; er konnte nicht andächtig und traurig sein. Dieses herkömmliche Bestattungszeremoniell mit seinem zeltischen Pfaffengesicht („Jetzt haben wir dich, du Sünder“) mit seiner tristen Banalität war ihm so unsäglich zuwider, daß er zu keinem reinen Gedanken an den Freund kommen konnte. Erst zu Hause dehnte sich wieder das Herz. Er zog sich in sein Zimmer zurück — für die wärmere Jahreszeit war er nun doch mit seinen Studien aus der Zigarrenstube in das Wohnzimmer übersiedelt — und ging viele Stunden lang auf und ab; nur hin und wieder blieb er am Fenster stehen und blickte nach der Richtung, wo sein Freund nun in der Erde lag. Trauriger Wahn, dachte er, auch den toten Menschen noch in die finstere Erde zu kerkern, statt ihn den freien, seligen Lüften zu geben.

Von dem endlosen Wandern erschöpft, fiel er endlich aufs Sofa und wußte nicht, warum er so erschöpft sei. Als er sich erholt hatte, zog er die Lampe näher heran, desgleichen Tinte und Papier und begann zu schreiben:

An meinen toten Freund A. S.

„Auch ich erhöhe gern auf leichten Schwingen

Den müden Geist zu dichterischem Flug,

Und schon seit langem streb' ich ernst genug,

Dir, teurer Freund, ein leidlich Lied zu singen.“

So schreibst Du jüngst nach qualerfülltem Ringen,
Als nächstens nach des Schlummers mildem Trug
Dein brennend Aug' umsonst Verlangen trug,
Und heute hör' ich's noch im Herzen klingen.

Begnüge Dich! Du trägst nach heißem Ringen
Ins Reich der Geister ungetrübt von hinnen
Die hehre Poesie der Herzensreinheit.

Auch ich erhöhe gern auf leichtem Schwingen
Einst meinen Geist, wenn Raum und Zeit zerrinnen,
So frei und stolz zum Frieden der All-Einheit.

* * *

Auf Deinen Sarg fällt manche Träne nieder,
Und bange Seufzer irren durch die Luft.
Ich starre trocken Auges in die Gruft;
Kein warmer Tropfen quillt durch meine Lider.

Ich steh' betäubt, von Schmerz gelähmt die Glieder,
Und sah es nicht, daß unter Glanz und Duft
So holder Blumen gähnt die küßliche Luft . . .
Ich kann nicht weinen. Doch ich lehre wieder!

Wenn ich die Menschheit jammernd höre sagen:
„Die Besten müssen früh von hinnen gehen!“
Dann wird zu Dir mich die Erinnerung tragen.

An Deiner Gruft werd' ich im Geiste stehen,
Und von der Menschheit angstfühltem Klagen
Wird auch ein Hauch um diese Stätte wehen.

* * *

Aber tiefer und sehrender, als es aus diesen pathetischen
Jünglingsversen klang, wurde das Weh, als nun die Tage
Lamen und gingen ohne den Freund und als er in der näch-
sten Versammlung der „Treue“ das Gesicht des Besten ver-
gebens suchte. Er war einsilbig und ging lange vor der ge-
wohnten Zeit nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Sezession 1908.

Von Ernst Schur.

I.

Allgemeines.

Kunstausstellungen sind Stadtmesser der künstlerischen Ent-
wicklung. Der augenblickliche Stand wird durch sie gekennzeichnet.
Als solche muß man sie auffassen. Diese Bedeutung sieht über dem
Marktwert solcher Ansammlungen. Der Kritiker muß daher diesen
allgemeinen Gesichtspunkt im Auge behalten. Er darf nicht zu vor-
eilig sich ins Detail der Einzelercheinungen verlieren. Er muß das
Typische erkennen und seine Bedeutung für das Allgemeine.

Diesen hohen Standpunkt innezuhalten wird bei der Sezession
leicht, die ja selbst schon eine Auswahl gibt. Eine Auswahl durch
Künstler. Einseitig vielleicht. Aber gerade darum charakteristisch.
Eine solche Ausstellung hat Kulturwert. Sie gibt einen Durchschnit.
Und man darf sich durch persönliche Antipathien oder Sympathien
von diesem Standpunkt nicht abbringen lassen. Dies sei denen ge-
sagt, die leicht das Allgemeine über dem Besonderen vergessen und
vielleicht an der extrabaganten Art dieses oder jenes Künstlers sich
stoßen. Schließlich sind das ja doch alles Künstler unserer Gegen-
wart. Menschen, die arbeiten und um die Kunst ringen. Deren
Arbeit dem Laien ein Mittel sein soll, Kunst zu verstehen. Denn
jedenfalls ist es hier wie überall: der Fachmann versteht mehr von
seinem Metier als der Laie, d. h. überall da, wo der Laie seine
Postulate denen des Künstlers gegenüberstellen will, hat der Künstler,
als der sachlich legitimierte von vornherein das Recht auf seiner
Seite.

Dieser Kulturwert solcher Ausstellung kommt gerade in diesem
Jahre in der Sezession besonders markant zum Ausdruck. Man
merkt, eine neue Generation ist im Anmarsch. Die eigentlichen
Säulen der Sezession erscheinen schon als alte Herren. Sie treten
zurück und lassen den Jüngeren den Vortritt. Und diese kommen
gleich in ganzen Scharen. Das Gemeinsame gibt ihnen den
Stempel. Diesen gibt es zu erkennen. Es ist das Neue. So ist
gerade in diesem Jahr das Bild ein ganz verändertes.

Das ganze vorliegende Werbematerial gliedert sich leicht in drei
Sonderteile: das Ausland; die Alten; die Jungen. Wobei bemerkt
sei, daß die letzteren den Ton angeben. Die älteren Künstler sind
mit weniger Werken als sonst vertreten, und vor allem sind die
Sezessionsmitglieder der anderen deutschen Kunstzentren ins Hinter-
treffen geraten. Sie fehlen. Dies das Allgemeinbild, wie es sich
dem ersten summarischen Betrachter bietet. Und es sei noch ein-
gefügt, daß das Interesse nicht von Sensationsbildern beschlagnahmt
wird. Es ist ein Beweis für die Verfeinerung der Anschauung, daß
man vermeidet, durch das Stoffliche Aufsehen zu erregen.

Was die äußere Einteilung anlangt, so ist auch hier eine Absicht
innegehalten, um jedem Raum etwas Interessantes zu geben.

Im Eingangssaal Plastik, der rechte Saal zeigt Leistikow und
Weiß. Der linke die Ausländer. Die hinteren entsprechenden Saal-
säle links Leibl; rechts Liebermann, Enevogt, Corinth, die Altmeister
der Sezession. In den beiden Verbindungssälen und im Mittel-
und Rücksaal die Jugend.

Das Ausland.

Im linken Saal hängen die Werke des Auslandes. Haupt-
sächlich Franzosen und Norweger. Man kann leicht zwei Arten der
Technik unterscheiden, eine flächige, plakatmäßige (Munch), eine
malerische, lockere Art; wie die meisten Franzosen malen. Viel
Schönheit ist hier, reife Kultur. Man lasse sich nicht durch extra-
vagante Allüren abhalten.

Ins Auge fällt sofort das große Bild von Buillard, ein
Intérieur mit Figur. Ein Intérieur und zugleich ein Porträt.
Fabelhaft leicht und locker gemalt; in grauen und roten Farben;
momentan und doch von ruhiger, großer Wirkung, beinahe dekorativ
wie ein Gobelin. Das andere Bild, eine Landschaft mit schach-
spielenden Figuren, ist kühn im Ausschnitt und in der Perspektive,
und hat dieselbe flimmernde Schönheit. Daneben hängt vonnard.
Vor blauem Meer Personen im Kahn. Noch feiner ist das kleine
Intérieur (Nr. 26), in dunklen Tönen, mit hellem Licht, das die
Personen reizvoll beleuchtet und wunderschön die Luftstimmung des
dämmernden Innenraumes gibt. Das Stilleben von van Douggen
(Nr. 50) verwendet auch intensiv blaues Meer als Hintergrund.
Sehr fein ist die Landschaft von Roussel (Nr. 212); Sommer,
hellstes Licht auf grünen Büschen; ansprengende nackte Reiter mit
rotem Tuch; im Vordergrund weibliche Alte. Das alles flimmert
in hellem Licht. Eine vöckliche Stimmung, ohne jede mytho-
logische Hindeutung.

Auf der anderen Seite Munch. Breite Farbensflächen. Plakat-
artige Wirkung. Nicht so sehr künstlerisch, wie beinahe kunstgewerblich.
Ungemein sicher in der Wirkung das Porträt eines Herrn in ganzer
Figur, in blauem Anzug. Summarisch die Erscheinung gegeben,
ohne Detail; dadurch stupend wirkend. Ebenso ist in den Land-
schaften aus der Natur etwas zusammengegriffen, das zuerst sinnlos
wirkt, dann aber verblüfft, da es so einfach wirkt bei aller
Kompliziertheit. Monumental in der Abfärbung, Konzentration.
Ganz eigen und doch an die Wirkung alter Glasfenster erinnernd.
Ein neuer Weg, das Sichtbare zu bezwingen.

Munch ähnlich ist Marnet, dessen Bilder in der Nähe
hängen. Graue Dächer; ein Straßenanblick am Kanal. Breit und
flächig alles; ohne Detail. Dadurch ruhig und groß wirkend, mit
der Frische des ersten Eindrucks.

Etwas wilder gebärdet sich Beau, der einige Landschaften
gibt; grün, breit, voller Wucht, die an Suzanne erinnert. Er sieht
in der Mitte zwischen der malerischen und der Plakatmanier. Auch
Dufrenoy zeichnet sich aus durch die Parteilichkeit der Farbe in
Landschaft und Stilleben. Zum Dekorativen strebt auch Denis.
Er sucht bewußt nach einem Stil. Er vereinfacht Form und Farbe,
erinnert in seiner matten Färbung an Puviss de Chavannes, aber er
ist modern, farbiger, hell und licht wirkt er (Nr. 44-46). Am
besten die Landschaft „Herbst“ mit den roten Körpern. Ein Stil,
von dem unser modernes Kinderbilderbuch viel hat, mit einer
primitiven Note.

Das ist die französische Jugend.

Die älteren Franzosen hängen in dem Rücksaal. Da kann man
die Wucht von Cézanne (?) bewundern in einem Selbstporträt
und einer Landschaft; die merkwürdige, so eindringliche Handschrift
von Gogh (?) findet man in einem Porträt, das von ihm ge-
meißelt ist, und in dem flimmernd schönen Garten des Irenhauses,
in dem er endete. Im Nebensaal ein Daumier; das „Drama“. Ein
prächtiges Beispiel von der padend elementaren Art dieses
neuentdeckten Franzosen, der aus der alltäglichsten Gegenwart Kunst
herausriß. Zusammengefaßt im Vordergrund die Zuschauer; er-
regte Gesichter wie Verzerrungen. Weiß verschwimmend im Hinter-
grunde der Ausschnitt der Bühne. Fabelhaft wirkt das Pathos, die
wuchtige Erregung dieses Werkes.

Wenn man nur diese Proben nimmt, so weiß man, daß die
Franzosen eine Malkultur haben, die wir uns erst erringen müssen.
Und es ist nicht zu tadeln, wenn uns diese Dinge immer wieder
gezeigt werden. Wir müssen lernen, Publikum wie Künstler und
Kritiker. Um unserer selbst willen ist diese Erziehung nötig, durch
die wir nur für Vanauten in schnellere Abhängigkeit geraten. Das
Eigene kommt dann von selbst, es behauptet sich.

Im gleichen Saal zwei Holländer. Israëls mit einem stillen
Bild, dessen Größe an Millet denken läßt; heimziehende Rutter
mit Kind auf einem armseligen Landweg, „Armes Leben“ betitelt.
Das Schlichte des Motivs ebenso schlicht und still und doch voll zart
nuancierter Feinheiten gemalt. Etwas trocken wirken dagegen die
beiden kleinen Bildnisse von Beth. Holländisch genau und sauber.
Doch mit einer gewissen soliden und eindringlichen Kraft, die die
Glätte vermeidet; namentlich das männliche Porträt beweist das.

Des Norwegers Wareskjöld Bildnisse und Stilleben ver-
binden Verbtheit mit malerischer Delikatesse. Doch merkt man dieser
Behandlung noch ein wenig das Angelernte an. Die Ursprünglich-
keit fehlt noch, die sich mehr in der Wahl des Sujets, in dem derben
Zupacken zeigt.

Im besten Sinne eine Sensation bildet der Saal, der den Werken Wilhelm Leibl's gehört. Hier zu verweilen ist ein Genuß, und es ist, kommt man von den anderen Sälen, als trete man in eine ruhige Halle von bornehmster Einfachheit. Diese Empfindung ist der beste Beweis für die Ausgeglichenheit der Leiblichen Kunst, die sich an den besten, reifsten Werken der Vergangenheit erzog. Und es ist ein typisch deutsches Malerschildsal: wie dieser Ringende den Zusammenhang mit seiner Zeit verliert, die ihn nicht stützt, wie er Sonderling wird und sich zum Schluß von der großen Bahn der Freiheit entfernt. Das Altmeistertliche tritt sofort bei einem ersten Anblick zutage; der Eindruck der Ruhe und Farben Schönheit, der Vereinigung von Leben und Kunst. Aber es muß auch das gesagt werden, daß diese Verehrung nicht dazu benutzt werden darf, um dem jüngeren Geschlecht ein Hindernis zu bereiten. Wenn Leibl jetzt als ruhiger, Ausgeglichener gilt, so galt er seinerzeit als Neuerer, und so soll man den Nachkommenden nicht das Recht verwehren, ihrerseits sich ungehörig zu zeigen, Unruhe und Hast zu betätigen. Jedes Ding hat seine Sprache und jede Zeit die Art ihrer Aeußerung.

Wer nur flüchtig verweilen kann, der halte sich an die beiden Meisterbilder: „Im Atelier“ (Nr. 110) und die „Dame in Schwarz“ (Nr. 111). Dieses sind unbestreitbar die Perlen der Ausstellung und die Stadt Reichenberg, die sie aus ihrem nordböhmischen Museum hergeliehen hat, kann stolz auf diesen Besitz sein. Die Arbeiten stammen aus der Zeit 1870—73 und sind in jener flüssigen, breiten und leichten Malerei gehalten, die Leibl so wundervoll handhabte. Meisterhaft ist das Grau und Schwarz und Braun zu einander gestimmt. Selbst die Heberzieher und Hüte im Hintergrunde haben eine einzige Schönheit ineinander übergehender Töne. Dann die Dame in Schwarz in der altmeisterlichen Balesquez-Stellung. Auch hier ist aus dem flüssig gemalten Schwarz etwas herausgeholt, das sich als künstlerische Leistung einprägt. Und vor allem ist hier wie auf dem ersten Wilde auf die Hände zu achten, die so lebendig und voll zartester Feinheit in den Fleischtönen gemalt und dabei zugleich so vollendet modelliert sind.

Wer aber länger verweilen kann, der lasse es sich nicht verdrießen, Nummer auf Nummer zu betrachten und so einen natürlichen Einblick selbständig in den Entwidlungsgang des Künstlers zu tun. Die kurz hier angefügten Bemerkungen dienen als Hilfsmittel.

Die Folge beginnt mit Nr. 104.

Ein anspruchsloses Bildnis seines Zeichenlehrers Weiß. Leibl war dazumal noch ein ganz junger Mensch, aber doch zeigt es schon den Beginn der Meisterhaftigkeit; und zwar in den weichen, graziosen Tönen, die für Leibl charakteristisch sind. Die Kopie eines van Dyck-Wildes (Nr. 105) ist flüssig und fein in der Behandlung des Stofflichen. Das Grau und Grün und Gelb der Seiden, das weich flaumige des halbweißen und rosigen Federfächers sind vorzüglich und mit einer Feinheit kopiert, als sei es eigene und neue Arbeit. — Das Bildnis eines Herrn (Nr. 106) ist in der üblichen, braunsaunen Manier gehalten. — Prachtvoll und den Meisterwerken anzureihen ist der Studienkopf zu dem Wilde der Kolotte (Nr. 107). Die Erinnerung an Franz Hals taucht hier unwillkürlich auf. Wie warm und lebendig ist das Fleisch gemalt! Wie ist die weite Spitzkrause am Hals summarisch hingeschmettert! Wie reizvoll sitzt das Rot des kleinen Mundes in dem weichen Grund des rosigen Fleisches.

Die große, unfertige Vorstudie zur Tischgesellschaft (Nr. 108) ist interessant, weil man die Arbeit des Künstlers verfolgen kann. Mit Sicherheit ist da schon alles gesehen und hingeseht und die Charakteristik der Köpfe, im Zeichnerischen wie im Malerischen, schon vollendet.

Das „Bildnis einer Dame“ (Nr. 109) ist noch schwärzer als sonst im Ton. Die rote Schleife im Haar, dazu das Grau des Haars, das Rot der Lippen und der Broche vorn — eine delikate und fast französische Mischung.

Es folgen die beiden schon genannten Bilder: „Im Atelier“ und „Dame in Schwarz“.

In dem „Mädchenkopf“ (Nr. 112) meldet sich schon eine neue Art. Die Ausführung ist eine genauere.

Das Bildnis des Offiziers (Nr. 113) ist etwas schematisch. Die Farben sind tot. Leibl hat mit der Uniform nicht viel anzufangen gewußt.

Die „Alte Bäuerin“ (Nr. 114) hat in ihrer marantenen Charakteristik etwas Gewolltes.

Dagegen enthält das Bildnis des Dr. Hauert (Nr. 115) in den feinen, grauen und braunen Tönen, in dem weichen Schwarz die ganze Delikatesse der Pinselführung.

Der „Kopf eines Bauernknaben“ (Nr. 116) zeichnet sich durch die Zartheit der weichen, grau-roten Fleischöne aus.

In dem „Kopf eines Bauernmädchens“ (Nr. 117) meldet sich der Einfluß der alten, frühen Deutschen (Holbein, van Eyck); fein ist das matte Grün des Kleides an den Schultern.

An dem Bildnis der „Gräfin Rosine“ (Nr. 118), das vielen um seiner Flüchtigkeit willen unausgeführt erdienen mag, kann man ersehen, auf welche Weise Leibl einem an sich gar nicht schönen Stoff Eigenart zu entlocken weiß. Prachtvoll ist der Stoff des Kleides, so malerisch aufgelöst und doch mit aller Sachlichkeit gegenwärtig.

Eine eigene Stellung (da Leibl selten Tiere malte) nimmt das Reitpferd (Nr. 119) ein; fein in der matten, grauschwarzen Farbe.

Das Wanderleben der niederen Tiere.

Beobachten wir die Tiere abwärts von den Säugern und Vögeln, also die Reihen der Kriechtiere, Fische, Krustentiere, Spinnen usw., so finden wir, daß bei uns die große Mehrzahl von ihnen mit dem Ende der milden Jahreszeit völlig zugrunde geht oder in den Winterschlaf verfällt. Trotzdem bieten auch diese unteren Tierklassen, entweder in ihren fremdländischen Arten, oder in den heimischen, durch absonderliche Verhältnisse veranlaßt, für die Betrachtung des Wanderlebens der Tierwelt interessante Gesichtspunkte.

Schon die Bezeichnung Kriechtiere läßt es erkennen, daß in diesen Familien weder tüchtige Läufer, Schwimmer noch Flieger zu erwarten sind, dennoch hat man schon Gelegenheit gehabt, auch bei ihnen erstaunliche Reisen zu verzeichnen. Hier eine der wunderbarsten Beispiele: Ein Schiff, das auf der Rückreise nach England bei der Insel Ascension anlegte, nahm mehrere große Meeresschildkröten an Bord. Unter diesen befand sich eine, die durch einen Unglücksfall einen Fuß verloren und von den Matrosen Lord Nelson genannt wurde. Sie wurde auf die übliche Weise, durch Einbrennen eines Buchstabens in die Kruste des Panzers, gezeichnet. Die Schildkröte erkrankte, als das Schiff schon in den Britischen Kanal gelangt war, und die Matrosen warfen sie über Bord, um ihr die Möglichkeit zu geben, weiterzuleben. Nach zwei Jahren wurde dieselbe dreibeinige Schildkröte in ihrer Heimat, bei der Insel Ascension, wieder eingefangen. Annähernd ähnliche Wanderungen unternehmen andere Schildkröten, indem sie dem wärmeren Wasser des Golfstromes folgen, und so an der Küste von Schottland erscheinen.

Als wirkliche Wanderer und Reisende in des Wortes weitreichendster Bedeutung müssen wir die Fische bezeichnen. Bei ihnen finden wir, mit Ausnahme der Vögel, die verschiedensten Arten des Wanderlebens. Wir haben, ähnlich wie in der Vogelwelt, Standfische, zufällig verschlagene und verirrete, wandernde und ziehende Fische zu unterscheiden. Die Standfische, d. h. solche, die ihr Heimatgebiet niemals verlassen, sind in den Arten am reichlichsten unter den Fischen vertreten. Die Alten kannten den Hering nicht, denn niemals ist ein solcher durch die Straße von Gibraltar geschwommen; der Hering des schwarzen Meeres ist eine andere Art. Der von den Nordamerikanern als Hering gefangene Fisch ist von dem unserigen ganz verschieden, und der Strömung der Ostsee unterscheidet sich jedenfalls durch ganz besondere Eigenheiten, er verläßt auch niemals die baltischen Gewässer.

Die allgemeinste Schranke für die Fische liegt zuerst im Unterschied des süßen und des salzigen Wassers. Fast dreiviertel aller Fische sind Bewohner des Meeres. Manche sind ausschließlich auf den einen oder den anderen Ort angewiesen: die Quermäuler auf die Salzflut, die Karpfen oder Weißfische und Hechte auf die süßen Gewässer. Aber auch künstlich hat der Mensch diese Verpflanzung in ein fremdes Element erzwungen. In China herrschte schon früher der Gebrauch, den Laich von Seefischen in Eierschalen ausbrüten zu lassen und dann die junge Brut in Süßwasser groß zu ziehen; in England wurden mit mehr als dreißig Arten Versuche gemacht, sie im Süßwasser anzusiedeln, und zwar mit Erfolg. Nordpol und Südpol haben eine verschiedene Fischfauna; nur wenige treten zuweilen über in die Zonen der gemäßigten Zone.

Viele Fische verlassen zu gewissen Zeiten ihren Wohnort und wandern. Gewöhnlich ist Nahrungsbedarf die Ursache. Ein anderer Beweggrund zum Wandern liegt offenbar in dem Bedürfnis, zur Laichzeit ein Wasser aufzuzuchen, das für die Entwidlung der Eier und der Brut notwendig ist. Oft steigen sie aus großer Tiefe an die Oberfläche, andere gehen in die flachen Küstengewässer. Die Lachse schwimmen bei ihren Wanderungen den Kranichen ähnlich in zwei sich zuspitzenden, als einen Kiel bildenden Reihen, an der Spitze geführt von einem sehr starken Weibchen; in gleicher Weise ziehen die Tunfische.

In gleicher Art wie die Vögel entwickeln die Fische eine ganz außerordentliche Schnelligkeit und Ausdauer.

In den Reihen der Krustentiere sind es nur wenige, die wir ins Auge fassen. Da alle Krebse auf das Räuberhandwerk angewiesen sind, so bringt es ihre Lebensweise schon mit sich, daß sie kleinere oder größere Wanderungen unternehmen müssen, um ihre Beute aufzuzuchen oder zu verfolgen. So ziehen die Flußkrebse in großen Scharen aus zusammenhängenden Seen, Bächen nach einer Stelle hin. Bedeutender sind die Wanderungen des südamerikanischen Einstiedlerkrebse, der trotz seines nur geborgten Gehäuses — eine Muschelschale oder dergleichen — bis hoch in die Gebirge hinauf angetroffen wird.

Der einzige Wanderer unter den Spinnentieren ist die Heine, rauhe, schwarze Läuferspinne, deren malerisch umherfliegende, an Baum und Strauch webende Häden den sogenannten „fliegenden Weberwinter“ bilden. — Diese zahlreichen, sehr nützlichen Spinnen überdecken mit ihren Netzen das Gras und Kraut, und im Herbst, wenn die Häden getrocknet und die dürr-

getwordenen Gewächse ihnen keinen Halt mehr geben, spielen die Winde sie los, ohne sie zu zerreißen.

Ein kaum zu überblickendes Gebiet im Wanderleben nehmen die Insekten oder Kerbtiere ein. In ihrem Wanderleben müssen wir ein regelmäßiges, abschließendes, geordnetes oder ein massenweises, plötzliches Auftreten und Fortwärtsträngen und zum Schluß ein zufälliges Verschlagenwerden, Verirren unterscheiden. Die erstere, am höchsten stehende Wanderungsart, erscheint zuerst im Schwärmen der Honigbiene, bei dem eine gewisse Menge der Bevölkerung nebst der alten Königin auszieht, um an einem schon erprobten Ort eine neue Heimat zu gründen. Ähnlich ist die sogenannte Ameisenhochzeit, bei der sich ein wilder Schwarm in die Luft hebt, sich vom Zufall irgendwohin tragen läßt und dort eine neue Ansiedlung gründet. In ähnlicher Weise treten zahlreiche Tag- und Nachschmetterlinge nicht selten auf. So z. B. der Kohlweißling und der kleinere Nübenfalter.

In gleicher Weise wie die erwähnten Schmetterlinge, also nicht in regelmäßigem Zuge oder auf bestimmte, geregelte Wanderung, kommen namentlich die aus mancherlei Arten gemischten Züge von Insekten vor. Eine der seltsamsten aller Insektenwanderungen ist die des Oleanderschwärmers. Ursprünglich im südlichen Frankreich heimisch, ist er mit der Zeit nach Nordfrankreich, Belgien und Deutschland gekommen. Während in den Kerbtierarten, gemischten Zügen, bereits mehrere Zweiflügler gefunden wurden, kommen diese auch in der großen, nur aus einer Art bestehenden Wandergesellschaft vor. Auch an vielen Kehlflüglern hat man gewaltige Zusammenschaltungen und Züge beobachtet. Am interessantesten erscheinen die Wanderzüge der Wabellen. Die meisten dieser Züge bestanden aus der vierstledigen Wasserjungfer, die übrigen gehörten verschiedenen Arten an. Einer der sonderbar gemischten Züge wurde am Strande beobachtet. In der Ferne sah man einen Schwarm Libellen und Kohlweißlinge über den See fliegen, gerade auf den Strand und die Düne zu. Sobald sie die Dünen erreicht hatten, flogen die einen links, die anderen rechts, einige gerade durch. Es war die viergepunktete Libelle und der Kohlweißling.

Ein eigentümliches und unfreiwilliges Wanderleben führen die Schaben oder Kakerlaken. Sie haufen gern in dunklen, warmen Räumen und bewohnen auch häufig Schiffe. In diesen und den darin verpackten Waren sind sie allmählich über alle Teile der Erde verschleppt worden.

Die größte Bedeutung fürs Menschenleben haben unter allen Insektenwanderungen die Heuschrecken. In Griechenland war ein solcher Schwarm so groß, daß gegen achtzigtausend Oflas a zwei dreiviertel Pfund an einem Morgen gesammelt wurden. Bei Zamora waren einmal dreitausend Menschen drei Wochen lang beschäftigt, sechs- bis siebentausend Scheffel zusammenzuführen. Am Kap der guten Hoffnung wurde einst ein Zug durch einen Nordweststurm in die See getrieben und ans Ufer geworfen, wo er eine drei bis vier Fuß hohe und fast fünfzig englische Meilen lange Bank bildete.

Eigentümlich ist das Zusammenleben dieser Tiere. Wenn auch viele unterwegs abgetrennt werden, so bleibt doch immer die Hauptmasse beisammen und die Nachgeliebten raffen sich immer wieder auf und schließen sich ihnen an. Da ihnen der Wind unangenehm ist, lassen sie sich überall an windstillen Orten, hinter Bergen usw. nieder. Können aber nicht alle Platz finden, so heben sich auch die wieder, die sich schon gesetzt hatten. In dem Gerause und Getöse beim Fressen werden viele flügellos oder auf andere Weise verwundet, ja selbst von ihresgleichen gebissen. Den Heuschrecken können süßlich die Termiten angereicht werden. Bei ihnen gibt es einen regelmäßigen Vorgang, der dem Schwärmen der Bienen ähnlich ist. Wie durch einen Zauberstab öffnet sich eine Querspalte in der Mitte des Termitenhügels. Ein kleines braunes Insekt mit kaum zolllangen, dichten, übereinandergelegten Flügeln drängt sich rasch hervor; ihm folgen zwei, drei, vier usw. in einer Reihe, so viele die schnell sich erweiternde Spalte auf einmal durchläßt. Wie ein silbernes Band zieht der Trupp den Berg hinab, die feine Membran der tausend Flügel glitzert gleich Perlmutter. Dem Winde entgegen nimmt der Zug seine Richtung, denn nur so können die zarten Flügel dem Luftdrucke widerstehen. Rasch und ohne Aufenthalt geht es fort, immer neue Ankömmlinge verstärken den Zug, mit einer Eile, als würden sie vom Bau verdrängt. An der Spalte zeigt sich ein wunderbares Schauspiel. Ungeflügelte kleine Wesen mit ungeschlachtetem Kopf und säbelförmig gekrümmten Kiefern erscheinen am Rande. Drohend schwingen sie die großen Köpfe und verteidigen den Eingang oder beschleunigen den Marsch; es sind die Soldaten der Kolonie. Unterdessen hat der Trupp von seinen Flügeln Gebrauch gemacht; unsicher immer auf- und absteigend zieht er sich um die Gipfel der Bäume zusammen. Ein stetes Herabfallen und Wiederaufsteigen verwandelt das ganze Gewirr in jene mythischen Tänze, wie sie hier an warmen Sommerabenden von den Eintagsfliegen ausgeführt werden. Sehen wir genau zu, so treffen wir die Herabfallenden immer paarweise; ein größeres wird von einem kleineren gejagt und mit den Kiefern gebissen. Beide laufen rasch umher, machen unter einem Steine Halt, entledigen sich rasch der nur lose befestigten Flügel, wobei das Männchen dem Weibchen hilft. Gleich nach der Begattung hört jeder Verkehr zwischen den Geschlechtern auf.

Am Eingange werden die Heimkehrenden von den Soldaten erwartet, die jedes Männchen sofort töten; auch von den Weibchen wird nur eines von den geschäftig umherlaufenden Arbeitern eingefangen und zum künftigen Familienhaupte bestimmt.

Die interessantesten aller Wanderer unter den Käfern sind aber die Sonnen- oder Marienkäferchen. In Margate und Ramsgate in England wurde eines Abends eine sich mehrere Meilen seewärts ausgedehnte Wolke beobachtet. Sie kam aus der Richtung von Calais und steuerte nach der südlichen Küste Englands, und gleich der ruhigen Dampfäule eines Schiffes bei ruhigem Wetter. Spaziergänger fanden alles mit Marienkäferchen bedeckt, die Küste war von ihnen wie übersät, woher sie gekommen, blieb unbekannt. Eine gewisse Art von Wanderung unternehmen zahlreiche Insektenlarven in der Weise, daß sie im Winter tief in die Erde hinab-, im Frühling wieder emporkriechen. Nahrung suchend, ziehen sie dann in der Erde große Strecken fort, so z. B. die Encoelinae und viele andere.

Dr. Langrebe.

Kleines feuilleton.

Der Kehlkopfspiegel im Dienste des Gesanges. Der Name Garcias, dessen Träger erst kürzlich in sehr hohen Jahren starb, wird mit dem seiner Familie nicht allein in der Geschichte der Musik weiterleben. Er hat sich vielmehr auch durch die Entdeckung des Kehlkopfspiegels ein hervorragendes Verdienst um die medizinische Wissenschaft erworben. Was er mit dem selbsterfundnen Instrument beobachtet hat, wird im großen und ganzen auch heute noch als richtig anerkannt. In welcher Weise die Stimmbänder zur Bildung des Tons beitragen, die Vorgänge, die dem Wechsel der Tonhöhe entsprechen und auch gewisse Anschauungen über den Mechanismus der Brust- und Kopfstimme haben heute noch Gültigkeit. Jedoch sind einzelne neue Erfahrungen über die anatomische Seite des Gesangs hinzugekommen, die in der Wiener „Klinischen Wochenschrift“ zusammengefaßt werden. Einen wesentlichen Fortschritt bedeutet die von Dertel herrührende Kenntnis, daß bei Bruststimme die Stimmbänder in ihrer ganzen Breite schwingen, während sich bei Falsettönen eine Knotenlinie bildet, die das Stimmband in zwei in entgegengesetztem Sinne schwingende Hälften zerlegt. Allerdings scheinen die Verhältnisse nicht ganz so einfach zu liegen, als Dertel annahm. Die Erfahrungen und Erkenntnisse, die mittels des Kehlkopfspiegels gesammelt werden konnten, haben für den Gesangsunterricht eine hervorragende praktische Bedeutung. Der Arzt ist imstande, von vornherein auf Grund des Spiegelbefundes ungeeignete Schüler auszuscheiden und ihnen damit unnötige Opfer und Enttäuschungen zu ersparen. Auch vermag der Laryngologe den Sänger aus falschen Wegen zu befreien. Einer der häufigsten Fälle ist, daß Gesangsschüler in einer Stimmlage singen, die nach dem anatomischen Bau zu hoch liegt. Dies führt sehr bald zu einer Ermüdung, die sich besonders bei den höheren Tönen fühlbar macht. Diese Ermüdung verbreitet sich jedoch bald auch auf die Tonbildung überhaupt. Der Wechsel in der Tonstärke wird wesentlich erschwert, und mit der Zeit ist der Sänger überhaupt nicht mehr imstande, seinen Kehlkopf zu beherrschen. Durch die Ueberanstrengung beim Singen wird seinerseits wieder das Organ angegriffen, was das Uebel nur vergrößert, so daß der Lernende in einen Circulus vitiosus verstrickt ist, dem er nicht enttrinnen kann. In solchen Fällen ermöglicht der Spiegel einen guten Rat zu geben. Ebenso kann schlechter Ansat zu Schwächezuständen und Entzündungsercheinungen führen, so daß der Arzt in die Lage kommen kann, sich gegen die Gesangsmethode auszusprechen. Schlechter Ansat kann auch, nachdem er jahrelang vermieden worden ist, durch eine akute Kehlkopfentzündung hervorgerufen werden und den Patienten, der sein Singen aus äußeren Gründen fortsetzen muß, in einen ganz ähnlichen Zirkel verstricken. Auch das Ansatgroß und seine Veränderungen können zu ähnlichen Mißständen Veranlassung geben. Solche Veränderungen wirken auf die Klangfarbe und bewirken wegen der mangelnden Resonanz sowie der Schwierigkeiten beim Singen hoher Töne gleichfalls eine Mehrbelastung des Kehlkopfes, die einen unerwünschten Reiz im Gefolge haben kann. Durch gleichzeitige Behandlung des Kehlkopfkatarrhs und der Nase läßt sich hier viel Gutes tun. Wird jedoch das Ansatgroß nicht in Ordnung gebracht, so erscheint die Kehlkopfentzündung stets wieder aufs neue. In solchen Fällen ist die Orientierung nicht leicht, und es kann bisweilen die Gesangsmethode unrechtmäßigerweise beschuldigt werden, doch wird der musikverständige Arzt aus dem Gesamtbild des Spiegelbefundes und der allgemeinen Verhältnisse das Richtige finden können. Daß bei Sängerknoten, Polypen usw. die Spiegeluntersuchung von größtem Wert ist, versteht sich ganz von selbst. Der Nutzen, den sie gewährt, ist mit den heutigen Errungenschaften noch nicht abgeschlossen, und sie wird zweifellos in Zukunft noch manches Nützliche im Dienst der Gesangkunst zu leisten vermögen.